



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, M.: Die Sebalds.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Sebalds.



Is „den Epiker“ schlechtweg läßt sich Wilhelm Jordan in der Verlagsanzeige seines unter obigem Titel (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1885, 2 Bde.) erschienenen Romans „aus der Gegenwart“ ausposaunen — rein als gälte es, das verehrliche deutsche Publikum mit fußgroßen Lettern auf den Aufschlagzetteln der Annoncensäulen zu einem Vorleseabende des berühmten Rhapsoden anzulocken. Man kann sich aber keine stärkere Enttäuschung denken, als die man erlebt, wenn man an diesen Roman mit der Erwartung herantritt, wirklich ein Epos oder in kindlicher Gläubigkeit „das Epos“ zu finden und zu genießen, welches in solch prahlerisch anmaßendem Tone versprochen wird. Raum die Spuren von wahrer Poesie und epischer Art findet man. Wenn es Sache des Dichters ist, das rein Menschliche als Naturell, als Charakter, als Leidenschaften darzustellen und zu gestalten, so findet man in den „Sebalds,“ mit geringen Ausnahmen in nicht übel skizzirten Nebengestalten, nichts als allgemeine Typen, Haubenstücke zum Tragen von Ideen, zum Vertreten von Standpunkten des Raisonnements. Wenn sich das Verhältnis des Dichters zur Welt — im Gegensatz zum Manne der Wissenschaft und als Ergänzung derselben — zunächst auf sein reiches Empfindungs- und Gemüthsleben gründet, wenn das ganze Weltbild beim wirklich dichterischen Individuum in die Farbe eines Gemüthszustandes getaucht ist und sich in der Dichtung alles derselben einheitlich unterordnet, so trifft man in Jordan einen sehr gelehrten, wissenschaftlich und dialektisch eminent geschulten, sonst aber nüchternen, mehr spekulativen als empfindsamen Geist. Wohl kennt er theoretisch alle Künste des wahren Poeten, wohl versucht er Phantasie zu imitiren, etwa das Traumhafte des dichterischen Genius nachzumachen; aber man merkt das Gefünsteste in dem, was als unbewußte Natur wirken soll, statt hinzureißen, läßt es kalt, und man lächelt eher mitleidig über die wiederholten Versuche, etwa den Ton des Märchenhaften zu treffen. Alles — gemacht. Die Kunst des Dichters ist häufig als die der Versetzung in fremde Zustände bezeichnet worden; aber selbst wo Jordan ihm naheliegende Zustände aus dem Leben der gebildeten Gesellschaft darstellen, um wieviel mehr, wenn er einen Bauern oder ein kleines Kind reden lassen will, hört man immer nur ihn, den naturwissenschaftlich unterrichteten Jordan heraus. Und dann: der Epiker *κατ' ἐξοχήν*! Unbeholfen setzt die Exposition zwei-, dreimal ein, bis die Handlung endlich in Gang gerät, und die

Handlung selbst ist wieder nichts als ein poetisirendes Gerippe zur dialektischen Entwicklung des Jordanschen Gedankensystems, nichts als der immer wieder unterbrochene romanhafte Faden zum Anknüpfen der abgebrochenen Abhandlungen. Diese gelehrten Exkurse liegen Jordan so recht am Herzen; seine übrigens in der That bewundernswerten Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaften, der Physik und Astronomie, und der technischen Behandlung der jeweiligen wissenschaftlichen Hilfsmittel, seine Kenntnis des Darwinismus, und dann der Philologie, der Geschichte, der Religionsgeschichte, ja des Hebräischen — alle diese Kenntnisse mit einer weit über die Grenzen des Romans hinausgehenden Bedanterie zu bekunden, scheint eigentlich sein wichtigster Zweck gewesen zu sein. Einer Enzyklopädie im kleinen ähneln „Die Sebalds“ mehr als einem „Epos“! „Der Epiker“ schlechtweg hat sich überall seinen gelehrten Interessen entgehen lassen, daß er einen dankbaren Lustspielstoff nicht recht ausbeutet, das kaum angeschlagene Motiv unausgeführt wieder fallen läßt. Mit billigen Operneffekten setzt „der Epiker“ dort ein, wo er rühren will oder soll. Seine ganze Sprache und ihr Stil sind vom Poetischen und Epischen so entfernt wie nur möglich; sie wäre ein vortreffliches Instrument für einen wissenschaftlichen Autor, in ihrer Schärfe der Begriffe und in der Präzision der Beschreibungen. Zum dichterischen Medium fehlt es ihr an Sinnlichkeit und Plastik. Jordans Anschaulichkeit ist die des Naturhistorikers und nicht die des Dichters. Auch die wortschöpferische Art großer Dichter imitiert er; aber Ausdrücke wie „erkunstete“ (I, 229) oder ein „verblecktes“ Daguerrottyp (I, 68) oder „aufgetreibhäuselt“ (II, 109) oder „vergleichnißte“ (II, 135) oder „es aufgängelte was im Gesicht“ (II, 265) und dergleichen mehr werden schwerlich als willkommene Bereicherungen des deutschen Sprachschatzes betrachtet werden.

Kurz: mit der höchsten Bildung und eingeweihtesten Kenntnis des dichterischen Handwerks vermag Jordan auch nicht den Schein eines echten Dichters hervorzurufen; seiner Bildung fehlt es an Unmittelbarkeit, seiner naturwissenschaftlich geschulten Art zu schauen an der Unbefangenheit des künstlerischen Auges. Ein geistvoller, aber prosaischer Kopf.

Dennoch sind wir weit davon entfernt, diesem Werke Jordans seinen ihm eigentümlichen Wert abzuspochen, nur einen spezifisch dichterischen lehnen wir auf seine Herausforderung energisch ab. Der didaktische Roman, der sich heutzutage als archäologischer und historischer breit macht, übernimmt nachgerade jene Rolle, welche im vorigen Jahrhundert die Popularphilosophie in Deutschland gespielt hat. Wie diese keinen wissenschaftlichen Maßstab verträgt und gleichwohl als wirksames Bildungsferment ihren Wert hatte, wie sie in den breiteren Massen des Volkes, trotz aller Unklarheit und Unfertigkeit, aufklärend und heilsam wirkte, so wird von einem mehr kulturhistorischen Standpunkte einem Roman wie den „Sebalds“ von Jordan ein gewisser Wert nicht

abzusprechen sein. Wenn es diesem pedantischen Buche — was schwerlich zu erwarten steht — gelingen sollte, sich ein großes Publikum zu schaffen, so müßte man eigentlich eine gute Meinung von der bei uns herrschenden Durchschnittsbildung gewinnen, denn es macht nicht geringe Ansprüche an die Vorbildung und ausdauernde Aufmerksamkeit des Lesers. In seiner Intention, in dem Freimut, mit dem Jordan in einer mannichfach verworrenen Zeit das Panier der Freiheit des Geistes von allem dogmatischen Kirchentum entfaltet, das Ideal der von allem Jesuitismus und Muckertum freien Forschung verteidigt und positiv nach einer Ausgleichung der Resultate der Naturwissenschaften mit der unvergänglichen Ethik des Christentums strebt — in dieser seiner Tendenz können wir nicht anders als ihm Beifall zollen, und die religionsstifterischen Allüren, die er gegen den Schluß des Werkes annimmt, können uns als leichtverzeihliche Begeisterung eines enthusiastischen Denkers erscheinen, der bei allen seinen Marotten doch ein ehrliches Streben zeigt.

Die Sebalds sind ein uraltes, seit der Reformation in zwei Linien geteiltes Adelsgeschlecht. Die eine Linie ist die der Pastoren an der Sebalbuskirche in Odenburg (lebhaft an Frankfurt a. M. gemahnend); diese Pastoren haben das adliche Prädikat abgelegt. Die zweite Linie, welche unter dem Einflusse des Wiener Hofes im vorigen Jahrhundert katholisch geworden ist, ist die der Grafen Sebald von Sebaldsheim. Die beiden Linien leben seitdem fast feindlich. Auch hier tritt das von Gustav Freytag eingeführte Motiv auf, in einem Geschlechte die Schicksale des deutschen Volkes zu schildern. Und da es in der Tendenz des Dichters liegt, die Versöhnung aller in unfruchtbar konfessionellem Hader liegenden Parteien durch die Bildung einer edleren, mit den Resultaten der Wissenschaften harmonirenden, einheitlichen Weltanschauung zu postuliren, so müssen natürlich die beiden einander entfremdeten Linien durch eine Heirat versöhnt werden. Selbstverständlich versäumt der Darwinist Jordan nicht, verwandte Eigenschaften der aus einem Stamme hervorkommenden zwei Geschlechter angelegentlich hervorzuheben.

Der letzte Pastor Sebald an der Sebalbuskirche in Odenburg steht stark in dem Verdachte der Häresie bei dem orthodox lutherischen Konsistorium; er wagt es sogar von der Kanzel herab seine neologischen Lehren zu verkünden. So z. B. ist seine Anschauung von Christus die: „Was der Glaube im Laufe der Jahrhunderte gethan hat, indem er den Sohn des Zimmermanns von Nazareth verwandelte in den allmächtigen und allwissenden Gott, das wiederhole ich in wunderloser, schlichterer Weise, indem ich ihn aus der Zeitenferne lebend herübernehme in die Gegenwart und ihn zur Denkart seiner Sprüche ausstatte mit aller Macht, aller Kunst, Wissenschaft und Weisheit, die uns inzwischen hinzu erworben ward von sämtlichen Granden des Menschengeschlechtes. Und dies Denkbild ist mehr als Phantasma. Es ist Dichtung, sofern es vor meinem Schauen steht als die einzelne kolossale Menschengestalt des wiederbelebten Ge-

kreuzigten. Aber es ist wahre Dichtung; es ist auch wirklich, es ist lebhaft und lebendig vorhanden. Es ist die bescheidenere, aber auch in ihrer Ermäßigung für uns unermesslich groß bleibende, nur umso wertvollere Wahrheit, welche das Kirchendogma vom allwissenden, allmächtigen, allgütigen Gotte Jesus Christus zum segensvollen Kern hat, und in der kindlichen Sprache der Symbolik ausdrückte, ausdrücken mußte. Denn in keiner andern Sprache können die höchsten und tiefsten Wahrheiten für die Menge wenigstens annähernd faßlich und erziehungskräftig genug werden, um endlich nach vielen, vielen Generationen auch die Erkenntnis ihres eigentlichen Sinnes zum Gemeingut zu machen. Mein kolossalischer Jesus Christus lebt auf Erden in der Gegenwart der Christenheit. Sie ist nicht Gott; aber das Göttliche hat in ihr die zur Zeit höchste Stufe der Menschwerdung erreicht. Sie ist nicht allgütig, sondern auch im großen und ganzen immer noch behaftet mit schlimmen Eigenschaften und argen Gebrechen. Aber sie hat ein Wollen des Guten, eine Erfüllung der Pflichten der Nächstenliebe, eine Erziehung dazu, eine Bändigung des Bösen, eine Unterdrückung des Verbrechens, eine Annäherung zum Frieden, zur Aufgabe ihrer Geseze und Staatsordnung gemacht, wie nirgends sonst und niemals zuvor. Sie ist nicht allwissend noch allmächtig; aber sie verfügt mit der Gesamtheit ihrer Wissenschaften über ein Maß von Kenntnissen, gegen welches die kindlichen Vorstellungen früherer Jahrhunderte von der Allmacht und Allwissenheit der Götter und Gottes weit zurückbleiben. Dieser Gesamtgeist der Christenheit, dieses den Erdball umrankende Riesengewächs aus dem vom Sohne des Joseph und der Maria gepflanzten Keim, ist mein lebendiger, gegenwärtiger Jesus Christus. Von seiner Weisheitsfülle und Heilskunde soviel zusammenfassen, als mit unermüdlichem Fleiß und hingebendem Eifer der Einzelmann (!) sich anzueignen vermag, was denn freilich immer nur in bescheidener und schwächlicher Annäherung gelingen kann, um dann, so geklärt als möglich von der Trübung durch die eigne Beschränktheit, dieses in sich erkünstete Nachbild des Menschheitsideales aus sich heraus reden, die Gemeinde erbauen, belehren, den Rat suchenden Einzelnen wegweisend führen zu lassen: das ist nach meiner Auffassung der Beruf des Geistlichen" — eine Auffassung, die ihn, Ulrich Sebald, dahin bringt, sich von seinem erbangeseffenen Pastoramte trennen zu müssen. Eine Osterpredigt in diesem Stile wurde von einem schurkischen Diener des eignen Hauses, dem mit glücklichem Humor gezeichneten, durch seine beweglichen Ohren urdrolligen Küster Spitzer, einem verlumpten Theologen, nachstenographirt, ein Jesuit, der Historiker Professor Marpinger, half dabei, das Stenogramm wurde als Broschüre gedruckt und verbreitet. Dazu kamen noch Verleumdungen, wie die, daß Ulrich ein außereheliches Kind von einer Kunstreiterin besitze und den Knaben, den er heimlich erziehen läßt, fälschlich für sein Mündel ausgeben; dann der Vorwurf, daß er einer Südin, welche sich bei ihm taufen lassen wollte, der schönen Bankierstochter Cäcilie Mendez, die Taufe verweigert habe — das

Grenzboten II. 1885.

Ende war, daß Ulrich vor das Odenburger Konsistorium, ein Kollegium ganz orthodoxer, bornirter und streberhafter Theologen, zu einem Colloquium geladen wurde, wobei er aus seinen die Dogmen umbildenden und auf ihren eigentlichen Gehalt reduzierenden Lehren kein Hehl machte und natürlich das Amt aufgeben mußte. Er will dann, das ist Jordans Stiftertum, eine neue Gemeinde bilden, die sich aus den begeisterten Zuhörern seiner Predigten rekrutirt.

Der Jesuit Marpinger hat ein ganz besonderes Interesse, gegen den Pastor Sebald mitzuintriguiren. Der strenge Katholizismus der Grafen von Sebaldsheim drohte erschüttert zu werden, und der Kirche drohten viele Einkünfte dadurch zu entgehen. Auch daran trug der Pastor die Schuld. Auf einer Erholungsreise in die Schweiz, nach dem Tode seiner jungen Frau, lernte Ulrich den Grafen Udo von Sebaldsheim und dessen schöne junge Tochter Hildegarde kennen. Auch diese beiden befanden sich in Trauer um den vor zwei Jahren verstorbenen Sohn und Bruder Lothar, den einzigen Majoratserben. Die verblüffende Ähnlichkeit zwischen Ulrich und dem Verstorbenen (siehe Vererbung nach Darwin) gab den Anknüpfungspunkt der Bekanntschaft. Indes war Hildegarde sehr verstimmt, ferner auch streng gläubig, trotz der weltmännischen Skepsis ihres Vaters, sodaß Ulrich erst dann in ein näheres Verhältniß zu ihr treten konnte, als er sie aus Todesnot wunderbar gerettet hatte. Die abergläubische Hildegarde, sonst männerfurcht, da sie in jedem Freier einen Spekulant auf ihr nunmehr reiches Erbe erblickt, hält die Rettung durch Ulrich für einen Wink der Mutter Gottes von Einsiedeln, bei der sie sich eben befinden, und ist, schnell verliebt, entschlossen, ihn zu heiraten. Noch sind aber die Schwierigkeiten wegen der konfessionellen Gegensätze zu groß, um diese Verbindung wünschenswert zu machen. Ulrich beginnt vorläufig damit, sie über ihren kindlichen Wunderglauben aufzuklären und ihr eine geläutertere Ansicht von der Natur beizubringen. Nach der Trennung und Heimkehr gelangen diese Vorfälle und Einflüsse auf die Grafentochter zur Kenntniß der Jesuiten, die schnell einen Feldzug zum Schutze des drohenden Terrainverlustes eröffnen. (Die Grafen von Sebaldsheim sind die einzigen Katholiken der Gegend.) Zunächst wird Hildegarden die „Geschichte des deutschen Volkes“ von Professor Marpinger zur Lektüre gereicht; dann kommt dieser selbst aufs Schloß, um den Unterricht fortzusetzen, Ulrich mit den eignen Waffen der Naturwissenschaften zu bekämpfen.

Es ist bekannt, welche geschäftige Thätigkeit die Jesuiten jetzt auf den Gebieten aller modernen Wissenschaften entfalten, um die voraussetzungslose freie Forschung durch Fälschung ihrer Resultate zu bekämpfen. Diese Bestrebungen hat Jordan in seinem Professor Marpinger vereinigt vorgeführt, und speziell hat ihm offenbar Johannes Sanßen dazu Porträt gegeben. Sehr treffend läßt er sich über Marpingers, d. h. Sanßens Geschichtswerk aus: „Se deutlicher man erkennt, daß der Verfasser keine der Quellschriften undurchsforcht gelassen

hat, da ihm kein in irgend einer derselben erwähnter Zug entgangen ist, der sich, herausgerissen und entstellt durch Unterdrückung von Nebenumständen, stempeln läßt zu einer menschlichen Schwäche, auch eine solche zuweilen wirklich ist, während er sich hier wohl hütet, der naheliegenden Entschuldigung auch nur mit einer Silbe zu gedenken, geschweige gar von den eben daselbst berichteten edeln Beweggründen und bewunderungswürdigen Charakterzügen auch nur das Allermindeste verlauten zu lassen, desto verdamrender ist mit Recht das Urteil über diese Stücke ausgefallen. Auch wenn man den höchsten Grad zelotischer Verblendung als Milderungsgrund gelten lassen wollte, die wissenschaftliche Fälschung bleibt eine haarsträubend arge. Daß ein Mann von unfraglich hoher Begabung und anderweit bewiesenem Forscherinn sein Gewissen zu solcher Ruchlosigkeit notzüchtigen konnte, wird nur begreiflich durch die Annahme, daß die Jesuitenmoral es löblich findet und gebietet, im Kampfe für eine vermeintlich gute Sache selbst das unverschämteste und niederträchtigste Lügengewebe für Geschichte anzugeben.“

In der That wären die Bemühungen des Jesuiten beinahe erfolgreich geworden, hätte nicht der Graf plötzlich eine Geschäftsreise nach Amerika mit seiner Tochter unternehmen müssen, wodurch sie den Umgarnungen des schlaun Professors entrißen worden ist und — wie es die Romanvorlesung nun einmal will — in der neuen Welt einen ehrlicheren und besseren Lehrer in dem Bruder Ulrichs, Arnulf Sebald, gefunden hat, welcher das begonnene Werk des Pastors, die Belehrung Hildegardens zur naturwissenschaftlichen Weltanschauung und zu dem nach seinem Sinne entwickelten Christentum, vollendete. Arnulf Sebald vertritt die andre Hälfte des Jordanschen Systems, den Darwinismus, der bei ihm eine so große Rolle spielt, die Lehre von der sich selbst erhaltenden, bildenden und entwickelnden Welt. Die beiden Brüder waren nicht immer gleichen Sinnes; sie studirten zusammen, und der Naturhistoriker drohte einen Augenblick den Theologen ganz zu bewältigen; nur widerwillig und nur aus Ehrfurcht vor der ererbten Pflicht war Ulrich Pastor geblieben. Schließlich gelang es ihm doch, Arnulf, den exakten Naturhistoriker, mit seiner Metaphysik zu versöhnen. Diesen läßt Jordan die Brücke von der Natur zum Geiste schlagen, indem er vorsichtig die Umrisse einer Weltentstehungsgeschichte entwirft, welche den Gedanken eines Fortschrittes der Materie zum Bewußtsein und in der Menschheit zur göttlichen Allmacht ausspricht, worauf er sich der oben zitierten Auffassung Christi endlich anschließt.

„Mein Gleichnis, sagt Arnulf-Jordan, geboren aus dem Zwange der Alternative (entweder: die Welt hat weder Anfang noch Ende, sie ist ewig, die Erscheinung wechselt; oder, wenn wir den Glauben an ein göttliches Wesen nicht aufgeben können: wir räumen ein, daß es einst in grauenhafter Einsamkeit allein war im Weltraume), läßt diesen Gott also reden: »Ich ertrage mich so nicht länger. Ich will Abwechslung; ich will schlafen, träumen und erwachen.

Ich will mich vergessen und mich meiner allmählich wieder entsinnen. Ich will mich vergnügen, indem ich mich selbst in die Unendlichkeit austreue und langsam wieder suche.« Er löste sich in tausend Billionen mal so viele Teile, als wir Sonnen am Himmel aufglimmen sehen. Von seinem Willen beschwingt flogen die Gottesatome, deren jedes das rechte Maß aller seiner Eigenschaften enthielt, ausgesät hinaus in den Raum und hinein in die regungslos ringsum schwebenden Staubwolken toten Stoffes. Da begannen sie belebt zu kreiseln in Schneckenlinien; da ballten sie sich zu Sonnen und umrollenden Planeten. Draußen in Himmelsfernen gewahren wir wenig mehr von ihm, als den auch schlafgefangen noch wirkenden Willen. Wir nennen ihn das Gesetz der Bewegungen. Etwas kennen wir das Aufkeimen und das Wachstum nur von dem Tausendbillionstel, welches wiederum tausendfach verteilt dem Staube einverleibt ward, aus dem sich unsre Erde gesammelt, dieser winzige, aber unzweifelhaft vor hundertern andrer Weltkörper zur Muttergottesschaft erspriesslich veranlagte (!) Himmelsstern. Wir fangen an, einige Abschnitte seiner Leidens- und Erlösungsgeschichte lesen zu lernen. Wir spüren sein Morgengeträum (!) in der Formenanmut der Palme, im Duft und der Farbenpracht der Lilien und Rosen, sein Erwachen zu heiterm Kinderspiel und jauchzender Lebenslust in der flinken Behendigkeit des zierlichen Gazellengeschlechts, im meisterlichen Fluge der Schwalbe, im Geflüte der Amsel, und im reich gemodelten Liede der Nachtigall. Hinter unsrer Stirn endlich entsinnt sich der erdvermählte Gottesteil seiner Herkunft und erobert sich Kunst und Erkenntnis im Kampf mit dem Leide. Mit dem erwachenden Bewußtsein urständlicher (!) Allwissenheit und Allmacht arbeitet er sich in derjenigen großen Familie des Menschengeschlechtes, der ihre Gotteskindschaft offenbar geworden ist, aus der freiwillig übernommenen Passion der Knechtschaft zur Freiheit empor und weiter auf der Bahn, an deren fernem Ziel er den Thron der Erdengottheit besteigen will.“

Die Umwandlung der treugläubigen Katholikin in eine Sebaldianerin begreiflich zu veranschaulichen hat sich Jordan wenig Mühe gegeben. Genug, daß die fleißig aufhorchende Hildegarde sich in Arnulf verliebt, nachdem das Bild Ulrichs in ihr verblaßt ist; daß die wunderbare Rettung der kleinen Gesellschaft aus der Todesgefahr eines Schiffbruchs, an der Arnulfs Umsicht das Hauptverdienst hatte, und dann eine treue Pflege des infolge dieser Anstrengungen erkrankten geliebten Mannes die Liebe der jungen Gräfin zu ihm zu dem Entschlusse steigerte, nur ihm und keinem andern anzugehören. Indes benahm sich Arnulf, trotz der völligen Zustimmung des Grafen, trotz seiner eignen heimlichen Leidenschaft merkwürdig reservirt. Aus den Briefen seines Bruders in Odenburg wußte er nämlich von dessen Liebe zu Hildegarde, und diese ihm als wohlzubereitete Braut nach Europa zurückzubringen ist sein ganzes Trachten. Aber höchst amüsanterweise hatte Ulrich in der Heimat einen ganz ähnlichen Plan auf die Rückkehr des Bruders gebaut; er hatte auch ein schönes

Mädchen kennen und heimlich lieben gelernt, daß er eben wegen seiner frühern Absicht auf Hildegard dem Bruder zuzuführen gedachte.

Dieses Mädchen ist die schon erwähnte Cäcilie Mendez, jene Südin, welche zu ihm kam, die Taufe zu empfangen, die er ihr verweigerte, weil sie zunächst als Minderjährige ohne Zustimmung des Vaters nicht den Schritt thun durfte, sodann weil er die Ceremonie für überflüssig hielt. „Sie gehören zu uns schon vor Ihrem Entschluß, sagt er ihr u. a. In welcher Elternreligion man auch geboren sei, Glied eines europäischen Kulturstaates und nicht in allem wesentlichen auch Christ zu sein, ist ganz unmöglich. Es ist gerade so unmöglich, als auf unserm Erdstern zu leben, ohne Wasser zu genießen und sogar weit überwiegend aus Wasser zu bestehen. Wie auch der eigensinnigste Sonderling, der sich jeden Tropfen dieses Lebenselementes verböte, es in vielerlei Gestalt, in jedem anderen Getränk, jedem Nahrungsmittel, ja mit jedem Atemzuge in sich aufnehmen und seinen Leib aus ihm zusammensetzen muß, gerade so geht es mit dem Christentum sogar Ihrem Vater, welchen übermäßigen Aufwand er auch treibe an Mühen und Selbstkasteiungen, um sich durch Beobachtung veralteter Lebensregeln und Speisevorschriften so grell als möglich von uns Christen zu unterscheiden.“ Cäcilie wird nun auch ihrerseits des Pastors Schülerin; ihren frommgläubigen Vater weiß er auch für seine freiere Weltanschauung zu gewinnen, sodaß derselbe am Schlusse eine hohe Summe zum Baue einer neuen Kirche, in der Ulrich sein geklärtes Christentum verkündigen will, subskribirt.

Wie nun die beiden Brüder, bei der Ankunft des Amerikaners Arnulf, sich gegenseitig ihre Bräute zuführen wollen, werden sie ihres Irrtums gewahr — eine Partie, die, wie bemerkt, Jordan viel zu kurz und das dankbare Motiv schädigend dargestellt hat. Jeder behält schließlich die ihm wahlverwandte Frau: der praktische Arnulf die in der Thätigkeit ihres landwirtschaftlichen Besitzes glückliche Hildegard, der philosophische Ulrich die ästhetisch-kontemplative Cäcilie. Ohne kirchliche Weihe, bloß vor dem Standesamt und dem Familienoberhaupt, dem Grafen Udo, geschieht die Verbindung, bei der der heiratende Pastor selbst die Festpredigt hält.

Auch die Sorge für den Majoratserben ist geschwunden; denn jener Knabe Lothar, zu dessen Vormund Ulrich von der sterbenden Kunstreiterin bestellt worden war, ist der eheliche Sohn derselben von dem Rittmeister Grafen Lothar von Sebaldsheim. Der alte Graf Udo muß ihn umsomehr anerkennen, als er eine Schuld gegen den Vater jener Kunstreiterin fühlt.

Wir wiederholen: in den populär-wissenschaftlichen Erfursern, in dem Bemühen, die historisch gegebenen Elemente der Kultur mit den neuen Erwerbungen des Menschengesistes in versöhnliche Verbindungen zu bringen, in dem Geiste der Humanität, der die Pflicht aller dichterischen Schöpfung immer bleibt, da der Dichter uns aus dem Staube des politischen Kampfes in eine ideale Welt

zu führen hat — darin liegt die Bedeutung des Jordanschen Werkes. Ob es ihm gelungen, Wissenschaft und Christentum so zu versöhnen, wie es das religiöse Bedürfnis erheischt, daran zweifeln wir.

Innsbruck.

M. Necker.



Die Entwürfe für das Reichsgerichtsgebäude in Leipzig.

Von Adolf Rosenberg.



Is wir zu Anfang dieses Jahres in diesen Blättern die Frage aufwarfen: Hat die deutsche Renaissance eine Zukunft? und darauf mit einem hoffnungslosen Nein! antworten mußten, hätten wir nicht geglaubt, daß sich in der seither verflossenen kurzen Zeit neues Material zusammenfinden würde, welches die Richtigkeit unsrer Antwort bestätigt. Wir hatten damals nicht bloß die Architektur, sondern auch das Kunstgewerbe ins Auge gefaßt, und insbesondere für letzteres Gebiet darauf hingewiesen, daß Zeichner, Modelleure, Fabrikanten und kaufendes Publikum über die deutsche Renaissance hinaus in wildem Wettlaufe zum Barock- und Rokokostil eilen. Ein vorsorglicher Berliner Buchhändler, dessen Spezialität in der Zusammenstellung von Vorbildersammlungen für Architekten und Kunsthandwerker besteht, hatte schon vor drei Jahren, als der Enthusiasmus für die deutsche Renaissance noch in höchster Blüte stand, die inzwischen eingetretene Wandlung des Geschmacks vorausgesehen und in aller Stille ein Musterbuch für Barock- und Rokokoarchitektur vorbereitet, mit welchem er vor kurzem auf dem Markte erschienen ist, um einem „tiefgefühlten Bedürfnisse“ sofort abzuhelpfen. Die deutsche Renaissance in ihrer modernen Ausbildung ist übrigens so schnell zum Barockstil hinüberspaziert, daß sich die Architekten, welche bisher in jener Stilrichtung thätig waren, garnicht einmal Gewalt anzuthun brauchen. Es wiederholt sich dasselbe gedankenlose Spiel mit einer Formensprache, welche einen völlig modernen Baugeanken ebenso wenig auszudrücken vermag wie jede andre der historisch ausgebildeten und überlieferten.

Die Architektur leidet unter diesem schnellen Umschwunge des Geschmacks wenigstens nicht materiell, wohl aber das Kunstgewerbe. Wir haben vor einigen Tagen in der „Vossischen Zeitung“ die Stimme eines Bronzewaarenfabrikanten vernommen, welcher diese rapide Wandlung für die gegenwärtige Notlage seines Industriezweiges verantwortlich machte. Mit großem Aufwande von Geld,